

Der Kneipenmusik

Autor(en): **Persich, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **53 (1949-1950)**

Heft 17

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Kneipenmusikus

Von Walter Persich

Am Nachmittag weicht der Nebel über Hamburg der andrängenden Sonne. Die Schwaden ballen sich in den engen Straßen des Gängeviertels noch einmal mißmutig zusammen. Hier, zwischen den enggedrängten Häusern, können sie sich verkriechen und dem Licht bis zuletzt ihren klebrigen Widerstand entgegensetzen. Doch dann schrägt ein Sonnenstrahl über den Giebel des Speckgangs hinein in den Hof, und mit ihm jauchzen die zwischen den verkümmerten Büschen des „Gartens“ spielenden Kinder lustig auf.

Im kleinen Zimmer schläft die Mutter. Der Arzt ist eben mit besorgtem Gesicht gegangen. Ob es gut werden wird? Er hat die Achseln gezuckt. Drei oder vier Stunden müsse sie jetzt schlafen, meinte er, und Johannes, der hochaufgeschossene junge Mensch würde besser tun, sie nicht zu stören.

Nicht stören! In diesen Tagen ist das windschiefe Klavier wohl schon verstaubt, solange hat er nicht gespielt und ebenso in Sorge um die Mutter keine Komposition geschrieben. Der Vater will aus seinem Jungen einen großen Musiker machen. Er hat nicht geduldet, daß Johannes, wie er selbst, den Mägden und Schifferknechten mit Kontrabaß, Geige oder Flöte zum Tanz aufspiele.

„Dat mok ik!“ pflegt er zu sagen.

Ja, der Vater glaubt an ihn. Doch der Verleger Benjamin zuckte nur die Achseln, als Johannes ihm die ersten eigenen Kompositionen vorlegte.

„Fragt niemand danach, junger Herr,“ blinzelte er mit listigen Augen hinter seinem Kneifer. „Gibt zuviel Komponisten!“

Auf den leisen Sohlen seiner Filzschuhe schlurft Johannes Brahms zum Fenster. Mit zusammengezogenen Brauen blinzelt er, ohne etwas zu sehen, in den Hof und grübelt weiter.

Der Arzt, ein junger Mensch in abgeschabtem Rock, hat gebeten, Johannes möge fragen, ob ihm der Vater wohl ein paar Taler für die Behandlung geben könne. Auch die Arznei soll geholt und bezahlt werden — dabei verdient der

gute Alte kaum die Silbergroßchen für Fleisch und Brot!

Ich muß Geld anschaffen! sagt der Jüngling vor sich hin. Helfen muß ich. Sonst geht der Vater vor Sorgen zugrunde!

Entschlossen schlüpft er in die Stiefel, nimmt seinen Hut vom Haken, schließt leise die Tür und geht hinüber in den Kornträger und Rademacherengang, von den Buddjes wegen seiner Dünne genugsam angepötte. „Kiek mol!“ krähen sie hinter ihm her. „Hannes Zwirn! De mokt nix wie Musik!“ Sobald er sich mit seinen klaren Augen nach ihnen umblickt, erschrecken sie vor dem beschämenden Ausdruck seiner Güte und werden still und gehen um die nächste Straßenecke. Wir? Nee, wir haben doch nichts gesagt! Das war der da — ach, der ist schon weggelaufen.

Petersen, der Krämer, bei dem die Brahms viel borgen müssen, erzählte gestern, der Wirt vom „Grünen Seestern“ im Rademacherengang habe seinen versoffenen Klavierspieler hinausgeworfen. Dort könne er, Johannes, doch vielleicht ein bißchen verdienen. Er solle nur hingehen, mit einem Gruß von Fiedje Petersen!

Freilich, der Vater will nichts von solcher Beschäftigung für seinen Sohn wissen. Ihm darf er nichts erzählen, wenn er die Stelle bekommt. Hannes Brahms stapft langbeinig die schmalen Gehsteige entlang, storchig die Drecktümpel vermeidend und tritt gleich darauf, bescheiden den Hut in der Hand haltend, in der langgestreckten Kneipe an die Theke, vor der ein paar Arbeiter kohlenbestaubt den Feierabend mit Biergläsern einläuten.

„Klavierspieler?“ fragte der dicke Wirt. „Om, speel mol een!“

Brahms setzt sich — er erinnert sich eines Tanzes, den Vater vor dem Fest des Vereins „Klimperkasten“ auf der Geige übte, und den läßt er über die Tasten jagen, daß es nur so blitzt, mit buntem Bierat um die blöde Melodie, und zum Schluß mit einem wahren Jubelchor von Akkorden.

„Dunner“, nickten die Arbeiter, „de kann dat!“

Der Wirt gibt ihm die Hand.

„Ureicht — is afmoft!“ Er soll um acht Uhr abends kommen und bis Mitternacht spielen. Einen Taler wird er bekommen und alle halbe Stunde ein Glas Bier.

Johannes geht nach Hause und berichtet dem inzwischen heimgekehrten Vater vom Besuch des Doktors. Sie essen in der Stille Abendbrot. Frau Müller, die Nachbarin, nimmt die Krankenwache am Lager der schlafenden Mutter auf. Pochenden Herzens wartet Johann, bis Vater zum Bürgervereinsabend geht — auch dort macht der Alte Musik — dann schleicht er selbst eilends davon und kommt eben noch zur bestimmten Uhrzeit zurecht.

Abend um Abend geht es nun. Und Frau Müller macht sich wohl ihre Gedanken um den „Strömer“, der jeden Abend rumbuddjert — doch der Arzt, die Arznei und der Krämer werden bezahlt, ohne daß Vater es merkt. Vor Mutters fragendem Blick kann Johannes zwar nichts verbergen. Ihr legt er eine Beichte ab. Sie streicht ihm mit leichter Hand übers Haar.

„Du bist ein guter Junge — sag' es beizeiten selber Vater, hörst du?“

Nachts spielt der langaufgeschossene Johannes Brahms in der Kneipe zum „Grünen Seefern“. Ringsum begibt sich ein Leben, das ihn zuweilen schauern läßt vor der Tierheit der Menschen, und dann wieder steht die große Güte in einer armen Kreatur auf, wenn es gilt, einem andern Armen und zu Unrecht Verfolgten zu helfen. Menschen schlagen, Menschen lieben einander — und zwischen allem spielt dieser junge, stille Musiker mit seinem schüchternen Lächeln, und geht die Tochter des Wirts, Isabelle mit schwebenden Schritten einher und bringt den Gästen, den nüchternen und trunkenen, die Gläser.

Brahms blickt zu dem schwarzhaarigen Mädchen auf wie zu einer Göttin. Er spürt ein fremdes, beglückendes und gefährvolles Gefühl in sich. Es schenkt ihm täglich ein kleines Lied, eine seltene Melodie. Einen Taler — und alle halbe Stunde ein Glas Bier! Ja, es werden

auch zwei Glas Bier und die Arbeiter und Saitenspieler stiften einen Schnaps dazu. Dann schlägt Brahms wie toll in die Tasten. Die Männer greifen die Mädchen und tanzen mit ihnen durch die zwei engen Räume, bis ihre Köpfe heiß sind und ihr Blut durch die Herzen tost —. Der junge Klavierspieler gibt ihnen mehr als ein bißchen laute Musik. Er steigert ihr Lebensgefühl. Ihre Stunden formt er zu erfülltem Glück in Tabakschwaden und Fuseldunst. Und hinter all dem schimmert Isabelles schmaler Kopf wie eine köstliche Verheißung.

Wenn es leer ist, spielt er nur für sie. Einmal ist auch ihr Vater nicht da.

„Fräulein,“ sagt er unbeholfen, „ich habe ein kleines Lied für Sie!“

Seine Finger gleiten zart über die Tasten. Wie ein Tanz oder ein Traum quillt es auf in Tonfolgen, wie ein Lächeln und auch wie erste mahnende Wehmut — jene Melodie, die damals die Worte „Guten Abend — Gute Nacht“ erhielt. Isabelle nickt fröhlich und meint, das sei sehr — sehr schön, und da möchte Johannes ihre Hand nehmen. Doch er zögert, etwas zwingt ihn in seine Schüchternheit zurück. Oft sprechen nun die beiden ungefähr gleichaltrigen Menschen miteinander über Sorgen, Hoffnungen, Kummer und Frohsinn. Kameradschaft, wie sie aus der Enge des Lebens erwächst, umschließt sie mit dem Band der gemeinsamen Arbeit in gemeinsamen Geschehnissen. Isabelle ist ein Mädchen, wie es viele gibt. Ihr Herz, das so viel sehen muß und doch unwissend ist, wird seltsam angerührt vom Zauber der Musik. Ihre Wehmut läßt sie hin und wieder Johannes Brahms bitten, ein Lied für sie zu spielen, während sie mit fleißigen Händen hinter dem Schanktisch Gläser spült und, blitzblank gerieben, auf dem Bord aufreicht. Oder sie steht verloren neben ihm und weiß nichts mehr zu sagen. Das geschieht auch an jenem Tage, der für Johannes Brahms Leben auf immer entscheiden sollte. Brahms hörte Isabelles leisen Atem, sieht, wie ihre Brust sich hebt und senkt — seine Hände lassen den Akkord weich ausklingen — — Jetzt! ruft sein Herz — sprich! Du wirst sie erobern, und sollte es dich die ganze Zukunft kosten! Eben will er sich erheben — da geht die Tür — — Forsch und jung, prachtvoll

anzusehen, kommt ein Seemann auf Isabelle zugegangen und lacht sie unbekümmert an.

„Heini!“ ruft sie und hängt ihm auch schon am Halse. Der Matrose gibt ihrem Mund einen herzhaften Kuß, und sie stellt dem Fremden den Musikanten vor.

„Dies ist mein Bräutigam, Herr Brahms! Er wollte nicht eher wieder zu Vater kommen, als bis er Steuermann geworden war! Nun ist's geschafft! Vater kann nur noch in die Heirat einwilligen. Freuen Sie sich mit uns, Herr Brahms? Ja, nicht wahr? Oh, ich bin so schrecklich voll Glück! Bitte, spielen Sie uns doch das kleine Lied vor, das Sie für mich geschrieben haben!“

Wortlos hat Johannes Brahms zu spielen begonnen. Er muß seine Hände behüten, daß sie nicht unter dem stillen Schmerz in seiner Brust zittrig werden. Es ist wohl etwas wehmütiger und schöner noch, als vorhin, das Lied. Er läßt es durch manche Wandlungen gleiten, verliert sich mit seinem Weh ganz in den Tönen, die immer zierlicher, behutsamer daherperlen und hat gar nicht bemerkt, daß ein neuer Gast im Halbdunkel eingetreten ist, der Isabelle abwinkte, als sie ihn bedienen wollte. Er steht, auf dem Bärenkopf den ewigen Schlapphut, neben dem Klavierspieler und lauscht und lauscht — Da muß Johannes wohl die Blicke des Mannes auf seinen Fingern spüren. — Sein Spiel bricht ab und er springt auf.

„Vater . . .“, sagt er schuldbewußt.

„Ja! Ich weiß es von Petersen, Hannes, daß du uns hier die Taler verdienst, die Mutter zum Gefunden fehlen. Du bist ein braver Junge. So einen, wie ich mir wünschte, zu haben! Was für eine wunderbare Melodie spieltest du denn da? Das ist ja nicht Bach und nicht Haydn!“ Seine Nase beschnuppert das Blatt, er ist ein wenig kurzsichtig, der Gute. „Hannes!“ sagt er dann

mit einem Jubeln in der brüchigen Bierstimme, „kann es sein? Ist dies von dir?“ Und als der Sohn nickt, nimmt der Vater seinen Kopf zwischen die Hände. „Siehst du, Hannes, du bist viel mehr als ich glaubte! Du bist der Genius, der in der armseligsten Kneipe die dümmsten Schmarren herunterklimpern kann und unter dessen Händen trotzdem alles Musik wird! Daran kann auch der „Grüne Seestern“ nichts ändern! Komm mit, mein Sohn — ich habe dich gesucht, weil der Kapellmeister vom Stadttheater einen flotten Repetitor braucht. Du wirst vor ihm — und vor einem ganzen Jahrhundert in Ehren bestehen!“

Bevor er geht, legt Johannes Brahms das Notenblatt vor Isabelle auf den Schanktisch. Er muß gegen die Feuchtigkeit seiner Augen ankämpfen, und es gelingt ihm wirklich, damit fertig zu werden! Die Hand des Steuermannes legt er in Isabelles und nickt beiden zu.

„Schon recht, schon recht! Der Gott der Liebe hat sich da ein passendes Paar ausgesucht! Meinen Glückwunsch, Fräulein! Meine Gratulation, Herr Steuermann! Sie haben mit Ihrer Wahl Geschmack und Vernunft bewiesen! Und Sie werden einmal Kinder auf den Knien schaukeln. Dies Lied, ich schrieb's für Fräulein Isabelle, soll ihr Wiegenlied sein! Und wo der Kneipenmusikant Johannes Brahms dann ist? Wer weiß es — er wird vielleicht ein großer Mann geworden sein. Wahrscheinlich ist er aber verschollen und verdorben. Vergeßt ihn nicht ganz, Ihr Glücklichen . . .“

Er nimmt seinen Vater am Arm und geht hinaus. Die Tür vergißt er zu schließen. Isabella und der Steuermann sehen einen Augenblick noch unter einer Dellaterne seine zwinndünne Gestalt. Dann wischt der Nebel das Bild mit grauem Schwamm für immer aus ihrem Leben fort.

A B E N D

Das letzte Gold liegt über fernen blauen Linien.

Der Tag entflieht mit müdem Flügelschlag.

Und leis und leiser tönt das stille Abendläuten . . .

Nimm Dank, o Welt, es war ein schöner Tag!

Hans Mohler